

Auf der Suche nach einer öffentlichen Soziologie

Ein Kommentar zu Michael Burawoy von Heinz Bude

1.

Beim abschließenden Gespräch der Evaluationskommission mit der Hochschulleitung waren von dem dynamisch und dezidiert sich gebenden, kürzlich ins Amt gekommenen Kanzler einer südwestdeutschen Traditionsuniversität überraschende Worte über die Zukunft der Soziologie zu hören: Man konstatiere von Seiten der Hochschulleitung mit Befriedigung die professionelle Konsolidierung des Fachs. Die Zeit der ideologischen Aufregtheit sei Gott sei Dank vorbei. Im Lehrpersonal habe ein Generationswechsel stattgefunden, die neuen Studiengänge seien auf dem Weg und die Drittmittelakquise mache erfreuliche Fortschritte. Was er sich jetzt allerdings für die Zukunft wünsche, sei eine größere öffentliche Vernehmbarkeit der Soziologie. Die Gesellschaft verändere sich von Grund auf, aber von der dafür zuständigen Wissenschaft fehlen die benötigten Deutungen. Was ihm jedenfalls nicht einleuchte, sei, dass professionelle Konsolidierung auf Kosten öffentlicher Wirksamkeit gehen müsse. Schließlich habe die Allgemeinheit auch einen Anspruch darauf, zu erfahren, wofür sie sich eine differenzierte soziologische Fachkultur leiste. Man könne das öffentliche Nachdenken über die Art und Weise unseres Zusammenlebens bei aller Notwendigkeit einer gediegenen empirischen Forschung doch nicht den Ökonomen oder gar den Biologen überlassen.

Was hier von einem leitenden Angestellten der universitären Verwaltung angemahnt wird, trifft sich mit Erwartungen, die heute von verschiedenen Seiten an die Soziologie herangetragen werden. Die Soziologie als Reflexionswissenschaft des gesellschaftlichen Zusammenhangs ist wieder gefragt. Der Umbau des Gesundheitswesens, die Reorganisation der dualen Bildung, die Kommerzialisierung des Sports werfen Fragen auf, die die Veränderung unseres eingespielten Institutionengefüges und damit zusammenhängend unseres gesamten Lebenszuschnitts betreffen. Die Gesellschaft, die sich vor unser aller Augen aus den Grundfesten der Nachkriegszeit herausentwickelt hat, ist den Leuten unbekannt geworden. Sie wissen nicht mehr, in was für einer Welt sie leben. Es ist ein schwelender und rumorender Selbstverständigungsbedarf, der das Interesse der Öffentlichkeit wieder auf die Soziologie richtet. Nach den manischen neunziger Jahren, die im Zeichen einer »neuen Ökonomie« standen, ist eine gewisse Ernüchterung mit der ökonomischen Deutung der Lebensverhältnisse eingetreten. Kein anderer als der große Kompilator der Neoklassik Paul A. Samuelson hat dafür das Zeichen gegeben, als er zuletzt das Theorem von der allseitigen Vorteilsgewinnung durch den Freihandel als einen starken Glauben mit schwacher Erklärungskraft gekennzeichnet hat. Wo die Hegemonie der Ökonomie bröckelt, entsteht wieder Raum für die Soziologie.

Der wachsende Bedarf an öffentlicher Soziologie scheint die deutsche Soziologie jedoch noch nicht richtig zur Kenntnis genommen zu haben. Im Gegenteil: Man fühlt sich in der Defensive und verschanzt sich hinter eingeführten Ansätzen und bewährten Methoden. Die Zunft ist noch ganz verschreckt von punktuellen Schließungen und von dem teilweise massiven Abbau universitärer Soziologiestandorte, dass man die neuere Entwicklung in und um das Fach zu verpassen droht. Das Neue kommt für die deutsche Soziologie anscheinend abermals aus den USA. Michael Burawoy hat im Jahre 2004 in seiner Presidential Address als Vorsitzender der American Sociological Association den Ruf nach einer öffentlichen Soziologie zum Ausdruck gebracht (Burawoy 2005). Burawoy versteht sich als Dolmetscher einer Debatte, die zumindest die amerikanische Soziologie in den ersten Jahren des 21. Jahrhunderts beschäftigt. Der englische Ausdruck ist »Public Sociology«, die Burawoy von der »Professional Sociology«, der »Policy Sociology« und der »Critical Sociology« unterscheidet. Die empirisch ausgerichtete, methodisch kontrollierte und theoretisch begründete pro-

Soziale Welt 56 (2005), S. 375 - 380

professionelle Soziologie steht nach seiner Auffassung im Zentrum unseres Fachs. Hier werden die Standards der Profession verwaltet und die Karrierechancen des Personals verteilt. Wer in der Soziologie etwas werden will, sollte sich also tunlichst an die Regeln des professionellen Kerns halten. Allerdings wird über die Forschungsressourcen des Fachs nicht unbedingt nach den Kriterien der Zunft entschieden. Unter der nicht so einfach zu übersetzenden Überschrift »Policy Sociology« hat Burawoy das weite Feld der angewandten Forschung im Blick, wo interessierte Klienten mit Forschungsergebnissen versorgt werden. Das können wie im Fall der Umfrageforschung private Auftraggeber sein, der Fall der Bildungsforschung beweist allerdings auch die starke Abhängigkeit von öffentlichen Auftraggebern. Es geht um einen Zweig der Soziologie, wo nicht Theorieentwicklung, Methodendiskussion und Wissenserweiterung im Vordergrund stehen, sondern die Zuschneidung soziologischer Forschungsergebnisse auf die Situationsdefinitions- und Problemlösungsinteressen der nachfragenden Klienten. Es ist offensichtlich, dass diese angewandte Forschung einen Prestigemarkt eigener Art hervorgebracht hat, auf dem die Höhe der Drittmittel und nicht die Position im Citation Index zählen. Ein dritter, vom professionellen Kern wie vom betrieblichen Kranz zu unterscheidender Bereich der Soziologie stellt für Burawoy das kritische Gewissen des Fachs dar. Es handelt sich um die mächtige Gruppe der Autoren in unserem Fach, die wie Alvin Gouldner, Jürgen Habermas, Anthony Giddens oder Pierre Bourdieu die Frage nach den sozialphilosophischen Grundlagen der soziologischen Wirklichkeitskonstruktion nicht ruhen lassen. In dem Maße, wie nach den unausgesprochenen Wertbezügen der soziologischen Erkenntnis gefragt wird, öffnet sich das Fach für die unter Begriffen wie »Gender«, »Class« und »Race« laufenden sozialen Bewegungen.

Aber »kritische Soziologie« ist nicht mit »öffentlicher Soziologie« gleichzusetzen. Während in dieser sich vor allem unter dem Einfluss der Debatten poststrukturalistischer Provenienz ein reflexives Spezialistentum der besonderen Art ausgebildet hat, ist für Burawoy öffentlich eine Soziologie zu nennen, die mit den gesellschaftlichen Öffentlichkeiten über Fragen des öffentlichen Interesses im Gespräch ist. Burawoy sieht in dieser Art des kommunikativen Engagements, für die in den USA William Julius Wilson mit seinen Arbeiten über die wirklich Benachteiligten (1996), Barbara Ehrenreich mit ihren Beschreibungen der »Working Poor« (2002), Judith Stacey mit ihren Studien über die Erziehungseffekte gleichgeschlechtlicher Elternpaare (2001) oder Diane Vaughan mit ihrer Analyse des Columbia- und des Challenger-Desasters (2004) zählt, die grundlegende Schlussfigur soziologischer Aufklärung am Werk: Nämlich aus privaten Nöten öffentliche Fragen zu machen. Öffentliche Soziologie ist eine bestimmte Technik der Adressierung zu eigen: Man führt einer gesellschaftlichen Öffentlichkeit vor, was diese zwar sieht und spürt, aber nicht bemerken will. Dem liegt eine bestimmte Politik der Interpretation zugrunde, die sich zur ursprünglichen Passion für soziale Gerechtigkeit, politische Gleichheit, für zwischenmenschliche Anerkennung und persönliche Emanzipation bekennt.

Burawoy will mit seinem Plädoyer für eine öffentliche Soziologie diese freilich nicht gegen die anderen Arten und Weisen, Soziologie zu betreiben, ausspielen. Er ist vielmehr um eine Perspektive des Ausgleichs im Fach bemüht, bei der jeder der vier Bereiche der soziologischen Arbeitsteilung sein Recht bekommt. Kritische Soziologen des moralischen Besserwissens sollen nicht auf die Arbeiter in der professionellen Soziologie herabsehen, und die Könige im Drittmittelbereich sollen nicht auf die mit Verachtung schauen, die den Kontakt zu denen suchen, die nur schwache Interessen mobilisieren können. Die Soziologie lebt von der Orchestrierung der vier Stimmen, der professionellen, der anwendungsbezogenen, der kritischen und der öffentlichen, und beweist im Bewusstsein der Angewiesenheit dieser verschiedenen Dimensionen soziologischer Praxis ihre disziplinäre Vitalität. Was wäre unser Fach, um bei deutschen Namen der Nachkriegszeit zu bleiben, ohne Karl Martin Bolte, aber auch ohne Theodor W. Adorno, was ohne Elisabeth Noelle-Neumann, aber auch ohne Theo

Pirker? Im besten Fall wachen die Verwalter des konventionellen Wissens über die Kumulativität der Erkenntnisprozesse, schärfen die Erben der Gesellschaftskritik das Bewusstsein für die blinden Flecken der wertneutralen Grundbegriffe, befriedigen die Forschungsunternehmer die Nachfrage nach spezialisierten Daten und mischen sich die öffentlichen Soziologen in die Prozesse der kollektiven Selbstverständigung ein. Wer an einer gedeihlichen Entwicklung der Soziologie in einer von unterschiedlichen Bedarfslagen gekennzeichneten Gesellschaft interessiert ist, wird dem kaum widersprechen können.

2.

Aber warum ist von der öffentlichen Soziologie zu wenig zu hören? Burawoy gibt dafür zwei Gründe an. Zum einen stellt er eine wachsende Kluft zwischen dem politischen Bewusstsein der Soziologie auf der einen und dem der Gesellschaft auf der anderen Seite fest. Einfach gesagt, aber am Beispiel der USA schlagend: Die Soziologie ist beginnend mit ihrer Anteilnahme an den sozialen Bewegungen erst der sechziger («Studentenbewegung»), dann der siebziger und achtziger («Neue soziale Bewegungen» des Friedens, der Frauen und der Umwelt) und schließlich der neunziger (Bewegung der »Globalisierungsgegner« und der NGOs) Jahre immer linker und die Gesellschaft ist spätestens mit der neoliberalen Politik von Reagan und Thatcher immer rechter geworden. Man kann diesen Umstand auch so fassen: Die soziologische Adressierung ging immer mehr an den gesellschaftlichen Selbstverständigungsprozessen vorbei. Daraufhin, so muss man Burawoy verstehen, hat sich die Soziologie zumindest in den USA und in den unter der Hegemonie der amerikanischen Soziologie stehenden westlichen Soziologien in ihr professionelles Gehäuse zurückgezogen. Gegen eine Politik der öffentlichen Überzeugungen kann eine Soziologie der feinen Unterschiede nichts ausrichten.

Das andere Argument bezieht sich auf die professionelle Deformation durch das Fach selbst. Burawoy hat den Bruch zwischen der Anfangsmotivation für die Soziologie und der Endsozialisation durch die Soziologie im Blick. Teilen nicht die meisten, die sich für ein Soziologiestudium entschließen, die diffuse Auffassung, dass in der Art und Weise unseres Zusammenlebens etwas schief läuft und dass die gefühlten Widersprüche und Konflikte eine Veränderung der Gesellschaft im Ganzen notwendig machen? Diese ursprüngliche Haltung der moralischen Empörung und des sozialen Engagements verfällt im Laufe eines normalen Karrierewegs durch unser Fach allerdings der systematischen Desensibilisierung durch disziplinäre Dekomposition. Am Ende kommen oft akademisch versierte, aber moralisch erkaltete Vertreter des Fachs heraus, welche die Meriten des Betriebs den Bewährungen in der Öffentlichkeit vorziehen.

Die öffentliche Soziologie, deren Wiederkehr Burawoy propagiert, könnte in beiden Richtungen eine Heilung bewirken. Sie könnte die Soziologie wieder der Gesellschaft annähern und die Soziologen wieder mit ihren ersten Motiven in Verbindung bringen. Aber können die angeratene Rückbesinnung auf frühe Unordnung und das jugendliche Leid sowie die Einbringung in eine als politisch und moralisch korrumpiert angesehene Gesellschaft die öffentliche Soziologie wieder nach vorne bringen? Burawoy will dem Fach die Grundfrage »Soziologie für was und für wen?« verordnen, damit es wieder seinen Platz in den vielfältigen gesellschaftlichen Öffentlichkeiten findet.

Burawoy erinnert zwar an einige Größen des Fachs wie W.E.B. Du Bois, C. Wright Mills oder Robert Bellah, die professionelle Soziologie in öffentlicher Absicht betrieben haben und insofern als verborgene Modelle für eine nachhaltige Renaissance öffentlicher Soziologie dienen könnten, aber die Hauptlinie seiner Plädoyers zielt auf den Wunderbegriff aller Wiederbelebungsversuche eines lebendigen Begriffs des Sozialen: dem der »Civil Society«. Öffentliche Soziologie spricht die »Civil Society« als Ort einer kollektiven Befassung mit den sozialen Problemen unserer in verschiedene funktionale Subsysteme und vielfältige

»kleine Lebenswelten« zersplitterten Gegenwartsgesellschaft an. Als Beleg führt Burawoy die Beispiele Südafrikas unter der Apartheid, Russlands nach dem Kommunismus und Norwegens mit dem Wohlfahrtsstaat an, wo sich die Soziologie in organischer Verbindung mit einer florierenden »Civil Society« der Befreiung, des Umbruchs und der Regulation entwickelt hat. Es war die engagierte Befassung mit nationalgesellschaftlichen Problemen und lokalgesellschaftlichen Belangen, die die Soziologie zu einer von der Allgemeinheit geschätzten und in der Öffentlichkeit vernehmbaren Reflexionswissenschaft der gesellschaftlichen Selbstorganisation gemacht hat. Burawoy will demonstrieren, wie in diesen Fällen Soziologien aus öffentlichem Engagement entstanden sind, die gemessen am professionellen Hegemonialmodell der nordamerikanischen Soziologie als Anomalien aufgefasst werden müssten. Die Anerkennung der weltweiten Vielfalt nationaltypischer Soziologien bedeutet folglich eine bewusste Provinzialisierung des amerikanischen Systems einer professionszentrierten Soziologie.

Aber handelt es sich bei Südafrika, Russland und Norwegen nicht wirklich um besondere Fälle von sich in Transition befindenden bzw. gemeinschaftlich integrierten Gesellschaften, wo die Soziologie als Motor der Veränderung oder als Moderatorin des Ausgleichs auftreten kann? Burawoy hofft auf die lebendige Zivilgesellschaft, weil er der stagnativen Komplexgesellschaft misstraut. So verbindet sich auf eine merkwürdige Weise sein Ruf nach einer öffentlichen Soziologie mit der Verteufelung ihres durch vulgärliberale Verblendungen durchherrschten Gegenstandes. Insofern ist es nur konsequent, wenn er der öffentlichen Soziologie zumutet, sich ihr zivilgesellschaftliches Publikum selbst zu schaffen. Weil die Gesellschaft der Privilegierten und Saturierten von Armut trotz Arbeit nichts wissen will, muss eine Soziologie in öffentlicher Absicht die Lebenswirklichkeit dieser hart arbeitenden und mühsam sich über Wasser haltenden kleinen Leute im Schatten zur Sprache bringen. Weil die Rede von der »Werten der Familie« ein Urteil über den Unwert der Homosexualität impliziert, muss eine engagierte Familiensoziologie vorurteilsfreie Beschreibungen der Familienwelten Kinder erziehender gleichgeschlechtlicher Paare unter die Leute bringen. Weil die »normalen Katastrophen« großtechnischer Systeme von der auf Fortschritt getrimmten Gesellschaft verdrängt werden, muss eine verantwortliche Soziologie das Bewusstsein für die Gefahren dieser realgeschichtlichen Großversuche schärfen.

Dem wird man nicht widersprechen wollen, gleichwohl erhebt sich die Frage, worin die beabsichtigte öffentliche Wirkung besteht. Worin unterscheidet sich eine soziologische Deutung von punktuellen Skandalisierungen mit journalistischen Mitteln? Wie kann eine öffentliche Soziologie, die bestimmten Gruppen von Ausgeschlossenen, Übersehenen oder Unterdrückten zur Sprache verhilft, ihre professionelle Autonomie gegenüber den Selbstpropagandaintressen der Betroffenen wahren? Vor allem: Wie addieren sich die diversen kleinen, lokalen Publika zur großen gesellschaftlichen Öffentlichkeit?

3.

Das Hauptmanko von Burawoys Begründung einer Wiederkehr der öffentlichen Soziologie besteht in der fehlenden Reflexion auf den thematischen Rahmen treffender Öffentlichkeitsinterventionen mit soziologischen Mitteln. Wer mit der Gesellschaft in Kontakt treten will, muss über ein Verständnis der ihr eigenen Problematisierungshorizonte verfügen. Sonst befriedigt man in erster Linie sich selbst, verpasst aber die Leute. Man sollte zumindest nicht einfach sein Objekt wegen seiner ignoranten Autoimmunisierung verdammen, um es dann durch soziologische Graswurzelaktivitäten aufwühlen zu wollen.

Eine öffentliche Soziologie kann heute augenscheinlich nicht mit dem begrifflichen Arsenal der organischen Kritik in der Nachfolge von Max Weber, Karl Marx, Robert Michels oder Antonio Gramsci operieren. Nicht wenige in der Soziologie hängen zwar immer noch den Großgruppenkonzepte, Mobilisierungsformen und Ausgleichsprozeden der industrie-

gesellschaftlichen Klassik nach, aber mit den Begriffen von Klasse, Partei und Parlament stößt man nicht mehr doch auf die Konstellationen des Konflikts, die Arenen des Widerstreits und die Gestalten des Elends in unseren Gegenwartsgesellschaften.

Diese ganze Szenario der Kritik ist spätestens seit David Riesmans Entwurf der »einsamen Masse« in den Formen der Massendemokratie, des Massenkonsums und des Massengeschmacks überwunden. Die sozialphänomenologischen Versuche einer Durchdringung dieser nicht mehr primär politischen, sondern zunächst und zumeist gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit haben andere Begriffe des kritischen Sezierens hervorgebracht, die sich so unterschiedlicher Register wie dem einer Pathologie des Rollenverhaltens oder dem einer numerische Erfassung des Durchschnittsmenschen bedienen. Erving Goffman auf der einen und Paul F. Lazarsfeld auf der anderen Seite sind hier die Klassiker. Wobei Goffman der verborgene Existentialist und Lazarsfeld, wie er selbst sagt, der »Marxist auf Urlaub« ist. Wichtig für das Verständnis einer engagierten Soziologie ist die mit der Anerkennung der Realitäten der »einsamen Masse« verbundenen Einsicht, dass die Soziologie der modernen Gesellschaft sich kein Wissen über deren ungelöste Probleme oder die Notwendigkeit ihrer Lösung anmaßen kann. Die von Georg Lukács bemerkenswerter Weise in seiner Theorie des Romans beschworene »transzendente Obdachlosigkeit« eint Soziologie und Gesellschaft.

Natürlich stellt sich die Frage, welchen Problematisierungshorizont man für die heutige Gesellschaft annehmen kann. Hat die durch 1989 veränderte welthistorische Lage Einfluss auf die Denkweise und Aufttrittsformen einer öffentlichen Soziologie? Die Soziologie wird wohl nicht über die selbstkritische Erkenntnis herkommen, dass sie an den beiden zweifellos einflussreichsten Deutungen nach der Auflösung des bipolaren Weltsystems nicht beteiligt war. Gemeint sind Huntingtons These über die Zusammenprall der Kulturen und Fukuyamas über das Ende der Geschichte.

Es ist in der Soziologie offenbar noch nicht angekommen, dass die lebhaftige Diskussion beider Thesen sie selbst in ihrem eigenen Reflexionsrahmen betreffen. Das modernisierungstheoretische Erbe der Nachkriegszeit, wonach eine moderne Gesellschaft durch das Ensemble von Rechtsstaat, Konkurrenzdemokratie, Wohlfahrtsstaat und Marktwirtschaft gekennzeichnet ist, trifft sich mit Fukuyamas geschichtsphilosophischer Diagnose einer idealen Finalität der westlichen Gesellschaft. Und Huntingtons Frage nach den großen Konfliktlinien nach dem Zerfall des still gestellten »europäischen Weltbürgerkriegs« hat die Herzkammer der Soziologie berührt. Für die sich ankündigende »postsäkulare Gesellschaft« ist unser Fach mit seiner großen religionssoziologischen Tradition zuständig. Zumindest für eine auf die Fragen der Öffentlichkeit eingehende und trotzdem die eigene Perspektive wahrende engagierte Soziologie liegen hier die Themen auf der Strasse.

Allerdings macht Burawoy auf eine entscheidende Voraussetzung für die Vernehmbarkeit einer öffentlichen Soziologie aufmerksam: Das ist die Kommunikation eines Ethos soziologischer Erkenntnis, was nicht mit haltloser sozialtherapeutischer Moralisierung gleichgesetzt werden kann. Es geht vielmehr um eine Auffassung von Soziologie als »indirekter Morallehre«. Helmut Schelsky verwendet diesen Ausdruck 1958 in seiner Einführung zur deutschen Ausgabe von David Riesmans »Einsamer Masse«. Soziologische Analysen weisen demnach ausgehend von den Strukturmerkmalen von Handlungsräumen und den Konfliktkonstellationen Möglichkeiten des Weiterkommens und Formen der Selbstbildung auf. Die lassen sich natürlich nicht als soziologisch abgeleitete soziale Programme oder ethische Ratschläge formulieren, sie stellen vielmehr einen moralischen Subtext in soziologischen Deutungen dar, die das Faktische im Horizont des Kontrafaktischen erfassen.

Adorno hätte von Modellen gesprochen, die die Frage nach dem »wahren Leben« offenhalten.

Literatur

- Burawoy, Michael (2005): 2004 Presidential Address: For Public Sociology, in: *American Sociological Review* 70, S. 4-28.
- Ehrenreich, Barbara (2002): *Nickel and Dimed*, New York.
- Schelsky, Helmut (1958): Einführung: In: David Riesman u.a.: *Die einsame Masse*, Hamburg, S. 7-19.
- Stacey, Judith / Biblarz, Timothy (2001): (How) Does the Sexual Orientation of Parents Matter?, in: *American Sociological Review* 66, S. 159-183.
- Vaughan, Diane (2004): Public Sociologist by Accident, in: *Social Problems* 51, S. 115-118.
- Wilson, William Julius (1996): *When Work Disappears*, New York.

Heinz Bude,
Universität Kassel, FB 05,
Nora-Platiel-Str. 1, 34127 Kassel.
Heinz.Bude@his-online.de